# Der große Eigensinnige

## Der Komponist Wilhelm Killmayer ist einen Tag vor seinem neunzigsten Geburtstag gestorben

Es gibt von Wilhelm Killmayer ein kurzes, recht einsilbiges Nocturne für Klavier, genannt einfach „Am Grat“. Töne balancieren darin wie auf einer Kante, in dünner Luft und halsbrecherischer Höhe. Fünf Nocturnes bilden somit einen Zyklus, 1975 komponiert. Er beginnt mit dem Stück „Glimpflicher Absturz“, in den Noten steht dazu „mesto“, traurig. Das zweite Nocturne, im heiteren „modo di allegretto“, heißt „Der Schrecken kommt nicht weit genug“. Am Ende steckt der Hörer – „ruhig, doch etwas vorsichtig“ – in einer trügerischen Sicherheit, nämlich „Im Schlupfloch“. Killmayers Musik hat diese insistierende Doppelbödigkeit: eine in die Irre geführte Heiterkeit und staunender Ernst, „neu“ empfunden, meilenweit entfernt vom Mainstream der Moderne oder Postmoderne oder des Neokonservativismus.

Seine Musik, im Symphonischen, in der Kammermusik, in seinen Liedern, kann sich melodisch vertraut, ja zutraulich anhören und hat doch einen eigenartig fremden, momentweise aufsässigen Tonfall. Sie hat es, unverwechselbar eigenwillig bis eigensinnig schön klingend, faustdick hinter den Ohren. „Meine Musik ist immer knapp, pointiert“, sagte Wilhelm Killmayer als 75-Jähriger im Gespräch mit der SZ. Und meinte dazu listig, wenn man „Entwicklungen vollständig“ ausformulieren würde, entstünde ein Klavierkonzert von Hummel „und keines von Beethoven“. Keines von sprengender Sinnfälligkeit.

Solch listige „Altersweisheit“ besaß Killmayer wohl schon in seinen früheren Jahren. Er kam aus ganz anderen lebenswirklichen und ästhetischen Erfahrungen, als sie Avantgarde-Altersgenossen wie Karlheinz Stockhausen, Luigi Nono oder Pierre Boulez machten, die sich nach 1950 frenetisch mit neuen Theorien, seriellen Tonordnungen, Klangmaterialien und technischen Verfahren des Komponierens auseinandersetzten. Killmayer ging einen anderen, seinen eigenen Weg. In der Donaueschinger Werkstatt musikalischen Fortschritts jedenfalls klang seine Musik sprachlich und stilistisch viel zu „einfach“ durchhörbar, zu wenig „zeitgemäß“ komplex. Und passte in keine der Schubladen des konstruktivistisch Neuen. Er kam aus einer der Literatur und älteren Musiktraditionen gegenüber völlig offenen Welt, betrat andere Felder. Und faszinierte gerade, als Komponist wie als Lehrer, viele jüngere Musiker, die ihn irgendwann in den Rang einer späten Kultfigur erhoben. Für Wolfgang Rihm, Helmut Lachenmann, für Manfred Trojahn, Peter Michael Hamel, Jörg Widmann wurde er zu einer väterlichen Instanz künstlerischer Geradlinigkeit.

**Seine Musik passte in keine der Schubladen des vermeintlichen Fortschritts**

Wilhelm Killmayer wurde 1927 in München als Sohn eines Lehrer-Ehepaars geboren, machte dort am Maximilian-Gymnasium Abitur und ließ sich in Musiktheorie, Komposition und Dirigieren ausbilden. Endlich fand er den zwingenden Lehrer, den bayerischen Urmelodiker und -rhythmiker Carl Orff, der ihn 1952 unter seine Fittiche nahm. Die Melodie und der Gesang blieben für Killmayers musikalisches Denken und Erfinden bestimmend. So ging er gleich in die musikalische Praxis, wurde Ballettdirigent an der Bayerischen Staatsoper. In diesen Jahren komponierte er fürs Musiktheater lustvoll Ballettopern, etwa auch die musikalische Posse nach Tankred Dorsts „Yolimba“. Zweimal ging er mit dem Stipendium der Villa Massimo nach Rom, kehrte nach München zurück und wurde 1973 Professor für Komposition an der Münchner Musikhochschule.

Als Komponist erhielt Killmayer, höchst simplifizierend, den Ruf eines Außenseiters, Einzelgängers. Welcher arrivierte Komponist hätte sich den Auftrag der Bayerischen Staatsoper für eine neue Oper entgehen lassen? Killmayer verzichtete aus innerer Notwendigkeit auf die Hölderlin-Oper, er mag die Unmöglichkeit gespürt haben, dieses Dichters Lebens- und Sprachgeheimnisse auf eine breite Bühne zu hieven. „Nur“ drei großartig stimmige Liedzyklen mit den späten „umnachteten“ Hölderlin-Gedichten entstanden, die durch ihre schöne, der Brüchigkeit abgerungene, verquere Simplizität quälen und erheitern. Goethe, Mörike, Heine, García Lorca, Petrarca, Racine, Mallarmé – Killmayers lyrischer Kosmos in seinen Chor- und Solo-Liedern reicht sehr weit. Und von seiner schmerzlichen Affinität zu Figur und Klangwelt Robert Schumanns erzählen symphonische Titel wie „Verschüttete Zeichen“ oder „Jugendzeit“ – Musik, die hell, leicht und oft bohrend und rabiat wie nur beim späten Beethoven klingt. Vieles aus der Musikliste Killmayers bleibt noch, oder wieder, zu entdecken.

Unvergessen, wie Killmayer die „Ur-Sonate“ von Kurt Schwitters lesen konnte, mit der Wucht in Stimmlaut und Rhythmus, die niederschmetterte. Die Münchner Musica viva kündigt für Ende September drei Konzerte zu seinem runden Geburtstag an. Nun ist Wilhelm Killmayer am Sonntag, einen Tag vor seinem Neunzigsten, gestorben. WOLFGANG SCHREIBER

DIZdigital Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
A71631237
syndication